Die Engelwirtin : Novelle

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **216 (1937)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-375009

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

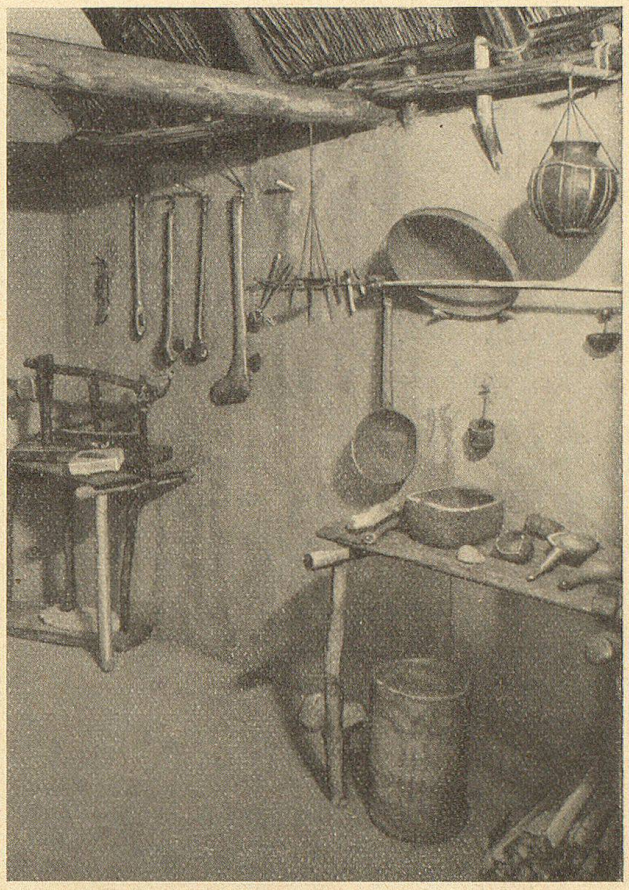
andere und wird nicht satt vom vielen Sehen! Nur den Pfahlbauer und die Pfahlbauerin mit ihren Kindern sieht man nicht mehr; aber es ist alles so echt, daß man jeden Augenblick meint, sie müßten gleich zur Türe hereinkommen.

Und dann kommt die stolze, mächtige Bronzezeithütte! In einer Ecke steht die Werkbank des Bronzegießers. Man sieht, wie er Waffen, Werkzeuge und Schmuck gießt, wie er die rohen Produkte hämmert und ziseliert. In langer Reihe stecken an der Wand die von ihm hergestellten Schwerter, die schöngeschweiften Messer, die prachtvollen Armspangen, die zierlichen Gewand- und Haarnadeln. Die Lanzenspitzen und Pfeile sind gebrauchsbereit. In der Mitte der Hütte steht der Feuerherd und an seiner Seite der Holzbock. Es kann jeder probieren, wie sich mit einer Bronzeaxt Holz spalten läßt, und er wird die Beobachtung machen, daß dieses Werkzeug außerordentlich tauglich ist, der heutigen Holzaxt trotz der etwas wunderlichen Form nichts nachgibt. Und dann sehe er sich einmal den Stolz der bronzezeitlichen Hausfrau an, das mannigfaltige Geschirr! Welche zierlichen Formen verstand der alte Töpfer herzustellen, wie prachtvoll heben sich die weißen Zierlinien vom schwarzglänzenden Untergrund ab! Man ist geradezu versucht, den Wunsch auszusprechen, einmal in einer solchen Hütte wohnen zu dürfen; denn sogar das breite Bett entbehrt nicht der Bequemlichkeit. Weiche und warme Felle lassen eine wundersame Nachtruhe in ihrem Schutze ahnen.

Und zu diesen beiden stattlichen Hütten kommen unzählige Modelle. Die verschiedenen Arten von Pfahlbauhütten verschiedenster Kulturgruppen sind zu sehen, Töpferöfen, Gießeröfen, Backöfen und andere handwerkliche Einrichtungen! Ein ganzes bronzezeitliches Dorf ist wieder aufgebaut, zeigt die Anordnung der einzelnen Häuser, der Gassen, die starke Holzpalisade, die das ganze Dorf umgibt, die Wehrgänge, von denen aus eine wirksame Verteidigung möglich ist, die Durchlässe, wo die Einbäume des Dorfes durchgelassen werden, die Anlegeplätze und viele andere Dinge.

So ersteht ein lebendiges Bild einer alten Kultur, die einst in unserer Heimat zu Hause war. Aber auch der Tod kommt zu seinem Recht. Zwei Gräber sind ebenfalls wieder hergestellt, beides Brandgräber; denn die Sitte der Totenverbrennung war schon in der Bronzezeit recht häufig. Die Leichenasche ist sorgfältig in großen Urnen gesammelt, und diese Urnen sind im Schutze von Steinkisten der Erde übergeben.

Kein Wunder, daß da unsere springlebendige Jugend in Schwung kommt und nicht fertig wird mit Studieren. Kein Wunder, daß da dem Lehrer die Möglichkeit eines Anschauungsunterrichtes geboten ist wie nirgends sonst. Kein Wunder auch, daß da der eine und andere nachdenklich wird und tiefer nachzusinnen beginnt



2. Heimatmuseum in Rorschach. Blick in die Steinzeithütte. Links ein Apparat mit dem Steine durchbohrt werden, darüber an der Wand Steinbeile, Holzgeräte, Feuersteinwerkzeuge.

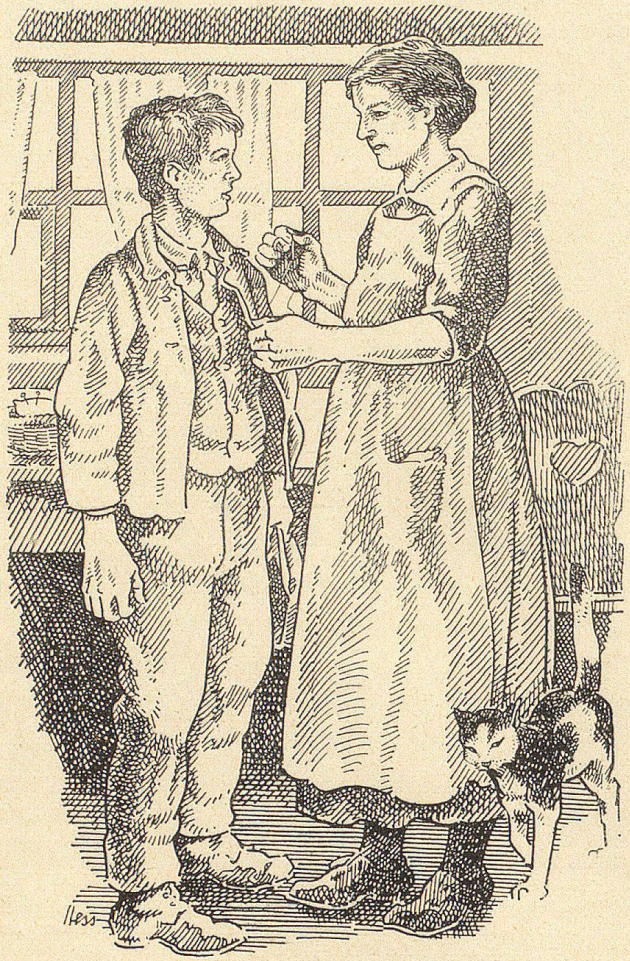
über das Werden der Heimat, das Werden der menschlichen Kultur. Und wie es der Jugend geht, so geht es den Erwachsenen, wenn sie sich das Heimatmuseum in Rorschach ansehen, das Museum, das so bescheiden aussieht, sich so bescheiden ankündigt und doch allen Grund hätte, riesig stolz zu sein.

Die Engelwirtin.

Novelle von **Ulrich Amstutz.**

„Hansuli" — redete eines Morgens der staubtrockene Meister am Untertor des Städtchens zu mir — „Hansuli, du mußt schauen, daß du eine Zeitlang deine Füße unter einen andern Tisch strecken kannst. Der Mutter ist es nicht recht bas, sie muß liegen. Für mich kann ich schon etwas bröseln, aber für dich jungen Dachs langt es beim Eid nicht."

„Ist recht," sagte ich, und stand nach dem Mittagläuten mit blödem Hunger vor der Haustüre. Kam aber der Pi daher, der ausgetüftelte Klempnergeselle aus der Milchgasse, und nahm mich in seinen Kostlöffel im „Engel" mit.



„Das ist der Jungschmied vom Sutter am Untertor," führte er mich in die lange Tafelreihe ein, „werkt wie eine Schnecke und ißt wie ein Akkordtiger, wenn niemand um den Weg ist. Wer die Platte nach ihm bekommt, der kann den Gurt auf das letzte Löchlein ziehen und das Maul zumachen, damit der Magen denkt, es sei Nacht. Zehn Meter vom Leib, sage ich, oder ich liege in vierzehn Tagen verserbelt vor der Türe."

„Nun, Spenglerpi," unterbrach ihn die schmale, feine Engelwirtin mit sonnigem Lächeln, „Euch geht das Mundstück wieder wie geschmiert. Aber ich denke, es lebt hier keiner von der Luft." Und zu mir mit einladendem Nicken: „Setzt Euch, Jungschmied, wo gerade Platz ist, und seid mir alleweg willkommen."

Ich konnte nichts dafür, aber irgendetwas hatte mich vom ersten Schritt in die Stube zu den Wirtsleuten hingezogen. Ich hätte am liebsten gleich Frau Mutter gesagt und zu den drei Kindern Schwester und Bruder. Da war Sauberkeit inwendig und ringsum, wie in einem aufgeräumten Gärtlein, daß einem das Herz aufging und man warm wurde. An diesem Nachmittag ging ich wie gefedert an die Arbeit zurück.

Als ich dem Meister zwischen Wurstbrot und Vesperwein darüber berichtete, sagte er nur: „Glaub's schon; du kannst von Glück reden, daß du im Engel unterstehen kannst, und eine solche Wirtin triffst du auch nicht alle Tage. Könntest deswegen Land auf und ab gehen und suchen." So viel nacheinander hatte ich den Meister noch nie reden gehört.

Den Abend verhockten wir gewöhnlich in der obern Stube. Anfangs bestellte ich immer einen Dreier Wein oder zahlte einen halben Liter, wenn einer zu einem Faß dableiben wollte. Ich dachte: mußt dich bei Gott nicht schmürzelig zeigen. Bald aber winkte die Wirtin ab. „Das ist nichts, Jungschmied. Ihr könnt gut dableiben, ohne zu trinken. Besser als Herumvagieren. Und wenn man jung ist, muß man zu seinem Geld sorgen, man kann's einmal brauchen, man weiß nicht wie," sagte sie leise.

Als ich ein andermal Gutnacht wünschte, kam sie mir nach. „Wo habt Ihr den fehlenden Knopf zum Kittel?" wollte sie wissen und schmunzelte, daß die Sonne im Hausgang schien. „Kommt herauf und wartet, wir suchen einen aus der Schachtel. Ihr wollt doch nicht so unordentlich umherlaufen?!"

Mir schoß das Blut in die Augen und tausend Nadeln stichelten meine Verlegenheit, als sie mir im Nebenzimmer stehenden Fußes den Knopf anbüetzte. Als sie fertig war, fuhr sie mir in den Schopf und sagte: „Für den Sonntag müssen die Haare weg. Wie ein Igel läuft der Hansuli nicht in der Welt herum, ich müßte mich ja für ihn schämen."

Sie lächelte dazu so süß, wie eine vergessene Butterbirne im Spalier. Ich achtete mich bei den andern Gesellen. Will's Gott, bei keinem fehlten Knöpfe und keinem sträußten die Haare über den Hemdkragen. Und als ich mit einem darüber zu reden kam, lachte er ein Steglein auf und nieder: „So, hat sie dich auch gemustert?! Ja, so ist sie halt, eine richtige Kostmutter. Dem einen verbindet sie die Tatzen, dem andern nimmt sie das Glas aus der Hand und legt ihn ins Bett. Wer blauen Montag macht, dem hudelt sie das Gewissen durcheinander, einem Kaplan zum Trotz, und für den vierten geht sie auf Arbeit, wenn es sein muß." Seine feuchten Augen leuchteten mich an. Ich kann seither keine abgerissenen Knöpfe und bei Männern auch keine langen Haare im Nacken mehr sehen.

Später habe ich noch einiges über sie vernommen: Ihr Mann war Reisender gewesen und hatte sich mit einem schlechten Weibsstück davongemacht. Nach Amerika, sagte man, und mit den Schriften der Frau. Der Schubiak. Just in selber Zeit war der Engel freigeworden. Das Wirtshaus war verliederlicht. Aber vom Augenblick an, da die neue Wirtin einzog, sah es im Haus wie umgewandelt aus und ordentliche Gäste saßen bei ihren Abendschoppen.

Es war keine leichte Sache, ohne Geld und mit drei halbwüchsigen Kindern durchzukommen. Das Theresli war damals fünfzehn, die beiden Buben neun und elf Jahre alt. Aber gut waren sie alle drei und halfen der Mutter, wo sie konnten. Gab es stille Zeiten in der Gaststube, so flochten Mutter und Tochter Strohhüte für die Fabrik und die Buben rüsteten zu. Und manchmal bis weit nach Mitternacht, wenn es gegen Martini ging und der Pachtzins fällig war.

So kam immerhin etwas Bargeld in die Wirtschaft, und Tag und Nacht wurde keinem lang.

„Ich will Euch heiraten," sagte einmal der Metzger im Kehr zur noch immer jugendlichen Wirtin. „Ihr könnte Euch vom Mann scheiden lassen wie nichts. Wegen böswilligen Verlassens der Familie — der Lump."

„Ich tue es aber nicht," gab die Engelwirtin ruhig zurück, und als er sich wunderte, schloß sie: „Ja, Ihr kennt halt meinen Hochzeitsspruch nicht. Darum. ‚Die Liebe höret nimmer auf', jetzt wißt Ihr ihn." Das verstand der Metzger nicht. Auch seine Freunde nicht. Aber von da an sahen sie zur Engelwirtin auf, wie zu einem Wunder.

Ich glaube, ich wäre ewig dort geblieben, wenn sich nicht die Schmiedin in den Totenbaum gelegt hätte und der Meister nachher sein Gewerblein verschandeln ließ. So machte ich mich wieder fremd. Doch hätte ich Stein und Bein verschworen, in einem halben Jahr sei ich wieder im Städtlein, und zwar als Untertorschmied, mit dem Theresli im Stübchen. Aber, wie es so geht, erst nach zwölf Jahren saß ich wieder im „Engel". Du meine Güte, wie hatte sich alles verändert. Kaum, daß man sich noch auskannte. Aus dem einst schmalen Gastzimmer war ein großes Lokal mit Polsterbänken den Wänden nach geworden. Und drei Mädchen in dunklen Kleidern und weißen Schürzen warteten den Gästen. Direkt vornehm sah es jetzt hier aus. Ob Frau Wehrli immer noch Engelwirtin sei, wollte ich wissen.

„O ja," erwiderte die Tochter mit sonnigem Gesicht. „Aber die Mutter führt eben den lahmen Vater spazieren."

„Die Mutter?" verwunderte ich mich. Ob Frau Wehrli denn wieder geheiratet habe?

„Ach, wo denn! Ich bin ihre Pflegetochter, und der Vater ist eben heimgekommen, aus Amerika. Lahm und elend. Die Mutter aber hat ihn gleich wieder aufgenommen." —

Theresli? — Die habe den Arzt aus der Hauptgasse geheiratet, und die beiden Söhne studierten am Polytechnikum in Zürich ...

Das war mir ein Bericht, sapperlott! Aber einer, der mich beschämte, weil ich glaubte, weiß Gott was aus mir gemacht zu haben. Und hatte doch nur für mich zu sorgen. Hier aber tat eine kleine, zierliche Frau sich selber vergessen, aus ihren Kindern tüchtige Menschen und ein fremdes Kind zu ihrer Tochter machen, und hat auch Treue gehalten einem Mann, der es gewiß nach menschlichen Begriffen nicht um sie verdiente. Aber so war sie. Wenn es auch fast zuviel war an Beispiel und leuchtender Größe. Wirklich, einer Würdigeren hätte einst der Pfarrer den hohen Spruch nicht in den Trauschein schreiben können.

Ich habe das mütterlich warme Gesicht der Engelwirtin nicht wieder gesehen. Ihr Lächeln umsorgt mich aber heute noch und ihr Beispiel leuchtet mir strahlend entgegen, wenn ich einmal mutlos werden will. Im Geiste sitze ich tausendgerne neben ihr und lasse mir irgendeinen abgerissenen Knopf festnähen oder mit ihren schmalen Fingern durch den einst unbändigen Strubelkopf fahren ...

Sin Chretag.

Öfere Werchma, lueg en a.
Wie os em Tröckli chonnt de Ma.
Im Sonntihäß, wie gleenzt das Mösch
vom Siitegwehr. Ond frischi Wösch,
en stiife Chrage, abegläät.
's Grawättli gnappet au ond fääd:
Hüt geeds e Sescht ond d'Hend im Sack
wie lüütits! Nüd gad alte Back,
Söfliber chlingid dren, das chiit
so hell wie's Trogner Landsgmendglüüt.
Potzt bischt ond gstrählt, en gmachte Ma.
Xän luegti öber d'Achsle-n-a.
Stimmscht au zu ale Sroge: Nää.
I wääß es scho, bischt nüd eläa.
Du laufscht bim Eidschwur nüd devo,
bischt en, wo tar zom Herrgott stoh.
Gell chehrscht denn no e paar Mol i,
chlockscht of de Tisch, plagierscht e chl
ond chiibscht wie en, wo moß vor Gricht
ond luegt der öppe-n-en is Gsicht:
En Liter zahl dr, onderstötzt;
denn schmöllelischt: Aha, s' hät gnötzt.
Hüt bliibi Herr, das good wie gschnopft,
ond morn - werd 's Hoptmes Bsetzi gropft.

Julius Ammann.